



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

NICOLE
ZEPTER

WER LACHT
NOCH ÜBER
ZONEN-
GABY?

Ein Vorschlag zur Versöhnung

TROPEN SACHBUCH

Tropen

www.tropen.de

© 2022 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net

unter Verwendung eines Bildes von © Zonen-Gaby (Titel) –
Titanic-Magazin 11/1989. Berlin, Titanic-Verlag

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50506-1

E-Book ISBN 978-3-608-11947-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese

Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Jan

Inhalt

17	Wer lacht noch über Zonen-Gaby?
29	Distanz
39	Geteiltes Land
47	Zynismus
65	»Du Opfer«
79	»Bitte frag nicht, woher ich komme«
93	Schuld
115	Ausnahmezustand
125	Ein Jahrhundert in Schwarz-Weiß
133	Die Unsouveränen
139	Wer sind wir als Deutsche?
147	Ost- und West-Ideologie
157	Wer wollen wir sein?
169	Das Jahr 1989 – die wichtigsten Ereignisse in der DDR bis zum Mauerfall
179	Danksagung
181	Literatur (Auswahl)
183	Anmerkungen

»There is power in identity.«

Bryan Stevenson

1989

Am Tag der Maueröffnung stehen meine Eltern bei den Nachbarn vor der Tür. Eine westdeutsche Kleinstadt, es ist bereits Abend. Sie haben die Nachrichten gesehen und sind aufgeregt. Verwirrt. Auch die Nachbarin ringt nach Worten. »Ist das ein Film?«, fragt sie. »Oder ist das wahr?«

Wenige Stunden zuvor hat der italienische Journalist Riccardo Ehrman auf einer Pressekonferenz im Internationalen Pressezentrum in Berlin dem Politbüro-Mitglied Günter Schabowski die Frage gestellt, ob dieser Reisegesetzesentwurf nicht ein großer Fehler sei, den er vor einigen Tagen vorgestellt hatte. Schabowski, in grauem Anzug, nimmt seine Brille ab, und sagt: »Es ist heute, soviel ich weiß, eine Entscheidung getroffen worden. Es ist eine Empfehlung des Politbüros aufgegriffen worden, dass man aus dem Entwurf des Reisegesetzes den Passus herausnimmt und in Kraft treten lässt, der ständige – wie man so schön sagt oder unschön sagt – die ständige Ausreise regelt. Also

das Verlassen der Republik.« Er wirkt gelassen, blickt sich nach rechts und links um. Gemurmel und Unruhe im Saal unter den Journalist:innen. »Ab wann?«, rufen einige Journalisten. »Ab wann?« Der *Bild*-Korrespondent Peter Brinkmann ruft: »Ab sofort?« Schabowski nimmt einen Zettel, setzt seine Brille wieder auf und murmelt: »Also Genosse, mir ist das heute mitgeteilt worden, dass eine solche Mitteilung heute schon verbreitet worden ist. Sie müsste eigentlich in Ihrem Besitz sein.« Er blickt in die Reihe der Journalist:innen. Dann liest er von dem Zettel ab, der vor ihm liegt: »Privatreisen nach dem Ausland können ohne Vorliegen von Voraussetzungen (Reiseanlässe und Verwandtschaftsverhältnisse) beantragt werden. Die Genehmigungen werden kurzfristig erteilt. Die zuständigen Abteilungen Pass- und Meldewesen der Volkspolizeikreisämter in der DDR sind angewiesen, Visa zur ständigen Ausreise unverzüglich zu erteilen, ohne dass dafür noch geltende Voraussetzungen für eine ständige Ausreise vorliegen müssen. [...] Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen der DDR zur BRD erfolgen.« Aus dem Saal kommt die Nachfrage des Journalisten Ralph Niemeyer: »Wann tritt das in Kraft?« Schabowski blickt auf den Zettel: »Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.«

Zehn Tage zuvor erreicht Jessica Barthels Vater Oberbayern, am Ende einer vierundzwanzigstündigen

Flucht. Mit seiner Familie war er von Leipzig aus über die Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich gekommen, in seinem Trabi, nur mit einer DDR-Landkarte ausgestattet. In Österreich hat er eine Telefonzelle gefunden und diese eine Nummer in der Hand gehalten. Die seiner Großmutter. Doch die Nummer war unvollständig, bestand aus vier Ziffern, ohne Vorwahl. Als er sie wählte, antwortete niemand. Einen ganzen Sommer plante er seine Flucht. Und jetzt ist die Mauer einfach offen.

Jessica Barthel ist noch ein Kind, als all das passiert. Fünf Jahre alt. Später wird sie als Fotografin eine Website über das Alltagsleben in der DDR ins Leben rufen, mit dem Ziel, die Klischees über die DDR durch neue Bilder zu ersetzen. Sie erinnert sich: Ihr Vater musste kein Geld tauschen, er hatte seine Arbeit nicht verloren – all diese Dinge, die man sich erzählte, die gab es nicht. Er war ja schon im Westen, wenn auch nur für ein paar Tage. Für Barthel ist die Geschichte des Mauerfalls nicht so, wie sie es immer im Fernsehen erzählen. Dort war es stets eine Geschichte, die in Berlin spielte oder in den Grenzstädten. Dieses Gefühl von: Jetzt kann ich meinem Nachbarn die Hand geben, ich habe den Fernseher angemacht und vor Freude geweint. Für sie fühlte sich alles eher nüchtern an. Wie bei Herrn Lehmann, aus dem Film, der den Mauerfall verschlafen hat. Man war überrascht. Ein Satz wurde gesagt, die Mauer geöffnet. Niemand wusste,

wie es weitergeht. Für Barthels Tante, die wusste, dass Menschen an der Grenze erschossen wurden, war es der schlimmste Moment in der DDR: Überall war die Volkspolizei, die Armee lief durch die Straßen. Sie hatte eine solche Angst. Sie dachte: Was passiert jetzt? Kommt ein Bürgerkrieg? Kommen die Russen rein?

Margot Honecker, »Genossin Minister«, wie sie in der Öffentlichkeit der DDR bekannt ist, ärgert sich schon Monate zuvor über die Massenflucht nach Ungarn: »Sind die Leute so blöd? Die haben doch in der Schule gelernt, was Kapitalismus bedeutet.«

Ilko-Sascha Kowalczuk, der sich in den kommenden Jahrzehnten mit der Aufarbeitung der SED-Diktatur beschäftigen und zu einer der wichtigsten Stimmen der jüngeren deutschen Einheitsgeschichte werden wird, sieht am Tag des Mauerfalls der Zukunft eher mit klarem Blick entgegen. Er ist 22 Jahre alt und hat in seinem bisherigen Leben schon genug gesehen: Die Nachbar:innen, die Lehrer:innen, die Staatsbediensteten – all diejenigen, die mitlaufen. Doch er weiß auch: Das ständige innere Rechnen, noch 53, noch 45, noch 43 Jahre, kann er jetzt aufgeben. Mit 65 Jahren war es Rentner:innen erlaubt, besuchsweise aus der DDR auszureisen.

Die Journalistin Ulrike Wolf sitzt in den Redaktionsräumen des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg.

Sie moderiert die *Tagesthemen* und ist politische Chefredakteurin. Eine der wenigen Frauen in einer solchen Position zu dieser Zeit. Und sie arbeitet an einem Filmporträt über eine andere Frau im Chefsessel: Rita Süßmuth, die seit einem Jahr als Bundestagspräsidentin amtiert. Doch jetzt flimmern andere Bilder über den Monitor. Für Wolf sind sie unfassbar. Die Ereignisse überschlagen sich. Und es stellen sich viele Fragen: Wo steckt Rita Süßmuth? Wie gehen wir mit der Berichterstattung um? Wer fährt wohin, und wie kommt man überhaupt dort hin? Das Berichtsgebiet des NDR ist auf einmal Richtung Osten frei. Ulrike Wolf bekommt Mitarbeiter:innen bewilligt. Eine Sondersendung folgt auf die nächste. Absolutes Neuland, erinnert sie sich, und gleichzeitig: unsere deutschen Nachbar:innen.

Paul, der sich später im Buch an seine Zeit nach dem Mauerfall erinnert, ist 17 Jahre alt und verbringt gerade ein Auslandsjahr an der Ostküste der USA, auch unter westdeutschen Schüler:innen ein Privileg. Es ist früher Nachmittag, als der Schüler aus Georgsmarienhütte von seinem Gastvater ins Wohnzimmer gerufen wird: »Schau mal, das wird dich interessieren, die Berliner Mauer ist gefallen.« Es klingt so lapidar. So nah und so weit weg. Das Fernsehen zeigt Bilder von Menschen, die vor dem Brandenburger Tor auf der Mauer sitzen. Paul ist fassungslos. Seine Gasteltern schauen noch kurz mit und verlassen dann das Wohnzimmer. Am nächsten Tag in der Highschool ist das Ereignis

kein Thema. Ein paar Wochen später bekommt er Post von einem Klassenkameraden aus Deutschland. Pauls Klasse war während des Mauerfalls in Berlin, im Brief sind Fotos von der Maueröffnung.

Marcus Böick, der später als Historiker zur Treuhandanstalt forschen wird, ist noch ein Kind im Jahr des Mauerfalls, sechs Jahre alt. Sein Großvater ist wenige Wochen zuvor zur Kur ins damalige Jugoslawien gereist. Als sie am 9. November endet, erwarten Böicks Mutter, seine Großmutter und er selbst die Ankunft des Großvaters am Flughafen in Ostberlin. Sie ahnen nicht, dass dieser Tag ein besonderer werden wird. Als sie den Flughafen verlassen, ist es bereits dunkel. Mit der Reichsbahn geht es zurück nach Aschersleben. Die vier wundern sich, dass niemand mehr am Bahnhof ist, alles ist wie ausgestorben. Dass die Mauer bereits geöffnet ist und viele Menschen an die Grenzübergänge gefahren sind, das erfahren sie erst später. Und dann wird das Feiern nachgeholt. Die Familie fährt mit dem sorgsam gepflegten Trabi des Großvaters nach Bad Harzburg. Es liegt große Aufregung in der Luft, ständig läuft der Fernseher oder das Telefon klingelt. Und dann, an einem Abend, sieht Böick, wie ein Bekannter der Familie am Tisch das DDR-Emblem mit Hammer und Sichel aus der Fahne schneidet. Ganz vorsichtig. Nun ist sie nur noch schwarz, rot, gold.

Wer lacht noch über Zonen-Gaby?

Wenige Wochen vor dem Mauerfall sitzen in Frankfurt am Main die Redakteure der westdeutschen Satirezeitschrift *Titanic* zusammen und überlegen, was sie auf den Titel der Novemberausgabe setzen. In der DDR brodelt es seit Monaten: Kurz nach dem Sommer, am 4. September 1989, gehen einige hundert Menschen in Leipzig für mehr Reisefreiheit und die Abschaffung der Stasi auf die Straße. Und es werden täglich mehr. Als Ungarn in der Nacht vom 10. auf den 11. September seine Grenze öffnet, fliehen Tausende DDR-Bürger:innen nach Österreich. In der Botschaft in Prag, aber auch in Budapest und Warschau, warten die Geflüchteten auf ihre Ausreise in die Bundesrepublik. Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher verhandelt seit Wochen für sie. Dann endlich verkündet er auf dem Balkon der Botschaft in Prag: »Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise ...«, weiter kommt er nicht, sein Satz geht in Jubelschreien unter. Es ist der 30. Septem-

ber. Die Menschen dürfen ausreisen. Trotz des Drucks der Bevölkerung feiert die DDR-Regierung Anfang Oktober ihr vierzigjähriges Jubiläum. Es wirkt trotzig und bizarr. Während der Feierlichkeiten kommt es zu Demonstrationen, die der Staat brutal auflöst. Wenige Tage später, am 9. Oktober, versammeln sich 70 000 Demonstrant:innen in Leipzig. Diesmal wehrt sich der Staat nicht.

Das Westfernsehen zeigt die Bilder dieser Tage unentwegt. Vor allem eine Szene bleibt bei den Redakteuren hängen, die noch heute seltsam wirkt: Menschen verteilen neben Schokolade und Sekt auch Bananen an ankommende Geflüchtete. »Wir zeigen einfach eine junge Frau, die eine Banane in der Hand hält. Zonen-Gaby im Glück«, soll *Titanic*-Gründer Robert Gernhardt gesagt haben. Der Autor Bernd Eilert soll hinzugefügt haben: »Und statt einer Banane drücken wir ihr eine Gurke in die Hand.« Der Name soll von der ehemaligen Bundesvorsitzenden der PDS, Gabriele »Gabi« Zimmer, stammen. Die Redaktion sucht eine passende »Gaby« und findet sie in Worms, in der Lieblingskneipe eines Redakteurs. Gaby heißt eigentlich Dagmar und ist medizinisch-kaufmännische Angestellte. Sie hat kurzes blondes Haar, ein freundliches Gesicht. Im November 1989 wird aus ihr eine Ostdeutsche – mit Jeansjacke, die »nach DDR aussieht«, und Minidauerwelle. Und dann ist es soweit: Die *Titanic* veröffentlicht das Cover einer lächelnden Frau, sie hält eine Gurke in der Hand, vor Freude weint sie eine

Träne. »Zonen-Gaby (17) im Glück (BRD): ›Meine erste Banane‹«, steht über dem Foto. Es ist bis heute die meist verkaufte Ausgabe der *Titanic*.

Diese Satire ist mehr als dreißig Jahre nach dem Fall der Mauer nah dran am westdeutschen Selbstverständnis: Es ist westdeutscher Mainstream, über den Osten zu lachen und ihn als rückständig zu betrachten. Dass die Empathie füreinander verloren gegangen ist, spürt man auch im Privaten. Ich bin immer wieder überrascht, wie sehr das Pflegen von Vorurteilen in Gesprächen im liberal geprägten und akademisch gebildeten Freundes- und Bekanntenkreis verbreitet ist. So wird zum Beispiel über das »Gejammer der Ostdeutschen« geklagt. Eine Bekannte sagte einmal, sie habe doch nichts gegen Ostdeutsche und überhaupt, Ostdeutschland sei nie ein Thema für sie gewesen. Das trifft auf viele Westdeutsche zu. Für sie war und ist die DDR selten ein Thema – weder einzelne Lebensgeschichten noch die Erfahrungen in der Nachwendezeit. Vielleicht gab es mit etwas Glück ein wenig Ostalgie bei dem Berlinbesuch. Politiker:innen, Kolleg:innen, Freund:innen und Mitglieder der eigenen Familie werfen »den Ostdeutschen« am Abendbrottisch vor, in einer Opferrolle zu verharren oder als Wähler:innen der AfD an den rechten Rand zu rücken. Das Erstaunen über die Enttäuschung und Demokratieskepsis im Osten ist groß. 47 Prozent der Bürger:innen in Ostdeutschland fühlen sich ausschließlich als

Ostdeutsche, nur 44 Prozent als Angehörige der gesamten Nation. Unter Westdeutschen dominiert hingegen die gesamtdeutsche Identität.

Viele Westdeutsche haben ihre Vorurteile kultiviert, mit weitreichenden Folgen für Ostdeutsche. Es gibt eine deutliche Unterrepräsentanz von Ostdeutschen in führenden Ämtern, seien es CEOs in Unternehmen, Richter:innen oder Direktor:innen von öffentlichen wie privaten Institutionen. Unter den knapp zweihundert Dax-Vorständen befinden sich nur vier mit ostdeutscher Herkunft. Erst im Jahr 2019 wird erstmals eine Juristin mit ostdeutscher Biographie Richterin am Bundesverfassungsgericht. Es gibt weniger ostdeutsche Chefredakteur:innen als westdeutsche, und auch ihre Sichtbarkeit ist geringer: Der Anteil von ostdeutschen Talkshowgästen im ersten Halbjahr 2020 lag bei gerade einmal 8,3 Prozent. Ostdeutsche verdienen immer noch 16,9 Prozent weniger als Westdeutsche, was auch daran liegt, dass der Osten als unattraktiver Standort für Unternehmen gilt. Als sich im Jahr 2011 eine Ostberlinerin für einen Job als Buchhalterin in Stuttgart bewirbt, wird sie mit dem Kommentar »Ossi« am Seitenrand ihrer Bewerbung abgewiesen. Als das Kabinett der neuen Bundesregierung unter Kanzler Olaf Scholz im September 2021 verabschiedet wird, sind unter den 17 Minister:innen gerade einmal zwei Ostdeutsche: Klara Geywitz und Steffi Lemke. Eine Studie der Universität Kassel zeigt zudem, dass auch dreißig Jahre nach der Wiedervereinigung kaum Ost-

deutsche in politischen Spitzenpositionen tätig sind: In der Regierungszeit Angela Merkels hat der Anteil von Staatssekretär:innen und Abteilungsleiter:innen in den Ministerien und im Kanzleramt bei rund einem Prozent gelegen. In der Amtszeit von Gerhard Schröder und auch in der ersten Amtszeit Merkels hat es gar keine Ostdeutschen in diesen Positionen gegeben. Die Studie schließt mit dem Zitat: »Man sucht aus Ostdeutschland stammende Spitzenbeamtinnen und Spitzenbeamte in der gesamtdeutschen Verwaltungselite bis heute fast vergeblich.«¹

Nach wie vor ist die Arbeit der Treuhandanstalt, die zwischen 1990 und 1994 aus der ehemaligen sozialistischen Planwirtschaft eine soziale Marktwirtschaft erschaffen sollte, umstritten und wird in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich bewertet. Im Osten als Symbol einer »feindlichen Übernahme«, wie eine Studie zur Wahrnehmung und Bewertung der Treuhand aus dem Jahr 2016 zeigt.² Im Westen als notwendige und erfolgreiche Leistung. Der Grundgedanke der Treuhand, am Runden Tisch der Übergangsregierung Modrows entstanden, war es, das Volksvermögen gerecht aufzuteilen. Diese Idee entwickelte sich zu einer einschneidenden, von der westdeutschen Regierung dominierten Privatisierung der Ostbetriebe, die den Abbau von Betrieben und massive Arbeitslosigkeit nach sich zog.

Fakten sind eindeutig, messbar und sichtbar. Aber spürbar? Dafür braucht es mehr als Verstand. Dafür braucht es Mitgefühl. Mit dem Fall der Mauer wurden Anfang der Neunzigerjahre die Unterschiede zweier deutscher Landesteile deutlich. Wirtschaft, Lebensverhältnisse, der Zustand der Städte, aber auch kulturelle Differenzen zeigten, wie weit Ost und West voneinander entfernt lagen. Doch statt im Westen mit Anteilnahme und Aufbruchstimmung zu reagieren, wurde der Blick erbarmungslos. Statt Glück und Zusammenhalt entstand auf beiden Seiten Deutschlands eine Kultur der Unzufriedenheit, der Vorurteile, der Herablassung und der Stigmatisierung.

Aus Menschen, die einer Diktatur entflohen waren, wurden Ostdeutsche. Ehemalige DDR-Fernsehstars, Schriftsteller:innen und beliebte Sportler:innen versickerten im gesamtdeutschen Gedächtnis. Welche:r Westdeutsche kennt Brigitte Reimann oder Tamara Danz? Kunstgeschichte wurde eingelagert (»Dresdner Bilderstreit«) und Geschichte abgerissen (Palast der Republik). Das Land, das sich selbst mit einer friedlichen Revolution aus der Diktatur befreite, wurde von einem Akteur zum Statisten. Die Wiedervereinigung wurde in der deutschen Erzählung zu einer Leistung der Regierung Helmut Kohls. Die Treiber:innen der demokratischen Bewegung, die Menschen auf den Montagsdemonstrationen, die nicht selten ihr Leben für die Revolution riskiert hatten, wurden im kollektiven gesamtdeutschen Gedächtnis vergessen.

Über die Zeit nach dem Mauerfall gibt es unzählige Geschichten, Bücher und Filme. Und immer wieder ist dabei die gleiche Erzählung der Ungerechtigkeit zu hören. »Ossis raus« wurde zum Schlagwort, geschrieben auf Plakate, Wände oder auf Zettel, die unter den Scheibenwischern von Ostdeutschen klemmten. Doch bis heute ist diese Diskriminierung im Westen scheinbar ohne spürbares, zumindest sicht- und hörbares Echo geblieben. So wie die Geschichte der Figur Maria aus Daniela Kriens Roman *Irgendwann werden wir uns alles erzählen*. Krien ist im Osten aufgewachsen und lebt heute in Leipzig. Liest man die Liebesgeschichte zwischen der 17-jährigen Maria und einem 40-jährigen Mann, spielt sich schnell der Hintergrund nach vorne, vor dem die Beziehung spielt: Sommer 1990 in der DDR, die Zeit zwischen Wende und Wiedervereinigung, in einem Dorf unweit der innerdeutschen Grenze. Krien beschreibt, wie Maria und ihre Familie die Wiedervereinigung erleben. Maria erzählt: »An das erste Mal [im Westen] erinnere ich mich ungern. Demütigend war das Einreihen in die Schlange für das Begrüßungsgeld gewesen, erniedrigend die Blicke eines Obst- und Gemüsehändlers, als ich ihn fragte, wie diese und jene Frucht hieße und wie man sie essen müsse. Vorher standen wir Stunden am Grenzübergang und froren; es hatte ersten Schnee gegeben – frühen Schnee –, und wir waren nicht vorbereitet auf Hunderte von Autos, die alle die Grenze passieren wollten. Wir warteten viele Stunden im eiskalten Auto, nur um

uns dieses Geld zu holen und endlich den Westen leibhaftig gesehen zu haben. Ich war enttäuscht. Die Erwartung, die mein ganzes Leben lang Zeit gehabt hatte, sich aufzubauen, hielt der Wirklichkeit nicht stand. Das einzige Geschäft, das ich betrat, war dieser Obstladen, dessen Besitzer uns kalt musterte. Es war uns ins Gesicht geschrieben, woher wir kamen.«

Statt sich offen und unvoreingenommen zu begegnen, werden bis heute immer wieder die gleichen Stereotype bedient: Ostdeutsche tendieren zum Rassismus, Ostdeutsche sind undankbar, Ostdeutsche schätzen die Freiheit nicht, Ostdeutsche distanzieren sich nicht genug vom Unrechtsstaat DDR, Ostdeutsche sind provinziell, Ostdeutsche haben keinen Geschmack. Und ganz besonders: Ostdeutsche fühlen sich als Opfer. Der Begriff »Dunkeldeutschland« wurde in den westdeutschen Medien etabliert und schaffte es dank seiner häufigen Verwendung sogar auf die Nominier-tenliste für das Unwort des Jahres 1994. Erst war es die fehlende Beleuchtung, dann die graue Tristesse der Städte, später der dunkle Fleck der Gesellschaft: Rassismus, Homophobie, rechte Gesinnung. Gewonnen hat übrigens das Unwort »Peanuts«. Auch der Ausdruck »Tal der Ahnungslosen« fand in den Medien weite Verbreitung: Menschen in Ostdeutschland, die in Regionen mit schlechtem Fernseh- und Rundfunk-empfang lebten, sodass sie scheinbar nichts wussten und »ahnungslos« blieben.

Vielen Deutschen ist im Alltag klar, was mit Ost und West gemeint ist. Es ist ein Konstrukt, ein Framing, das viele gerne schon überwunden hätten, das sich aber verfestigt hat. Ausgesprochen wird Ostdeutsch oder Westdeutsch oft in Gegensätzen, im Anderssein, in Klischees. Was ist das für ein Land, in dem der andere Teil immer der Fremde bleibt? Der Journalist Daniel Schreiber erzählt in seinem Essay »Zuhause« von seiner Heimat Mecklenburg-Vorpommern: »Das Bild der DDR wird von Deutschen auf beiden Seiten der einstigen Grenze aus unterschiedlichen Gründen in Romanen, Fernsehserien und Gesprächen immer wieder obsessiv aufgesucht, weil ihr Verlust für viele Menschen im Osten Deutschlands schmerhaft bleibt und auch von Menschen im Westen nicht wirklich aufgearbeitet werden kann. Bei einer konsequenten Aufarbeitung würde das Land mit zu vielen unbequemen Wahrheiten über sich selbst und seine Geschichte konfrontiert, mit Wahrheiten, die mitunter ihrer Version der Geschichte widersprechen könnten.« Wahrheiten, die selbst dann, wenn sie ausgesprochen werden, von vielen Westdeutschen bis heute nicht gehört werden wollen. Unbequeme Wahrheiten wie diese:

Die oft einschneidenden Konsequenzen des Mauerfalls im individuellen Lebenslauf erlitten ausschließlich Ostdeutsche, während im Westen das Leben, zumindest bis zu den Hartz-IV-Reformen, wie gewohnt weiterging.

Die Wiedervereinigung ist keine Leistung von Westdeutschen. Die Friedliche Revolution ist zunächst eine Leistung von Ostdeutschen, die ein großes persönliches Risiko auf sich genommen haben, um den politischen Umsturz zu schaffen.

Diese Leistung von Ostdeutschen wurde und wird bis heute von Westdeutschen oftmals nicht wertgeschätzt oder überhaupt verstanden.

Die westdeutsche Bereitschaft, nach dem 9. November 1989 auf Ostdeutsche zuzugehen, sie und das Land kennenzulernen, war und ist bis heute gering. Außer an Ostberlin gab es kein spürbares Interesse »am Osten«.

Ostdeutsche wurden nach der kurzen Euphorie des 9. Novembers 1989 oft Hohn und Spott preisgegeben.

Ostdeutsche waren nach dem Mauerfall nur als Besucher:innen willkommen, nicht als Konkurrent:innen am Arbeitsplatz oder als Nachbar:innen.

Mit der Maueröffnung am 9. November 1989 »wächst zusammen, was zusammen gehört«, so wird Alt-Bundeskanzler Willy Brandt oft zitiert. Doch die tatsächliche Geschichte ist eine andere. Bis heute ist es auch eine Geschichte der Entfremdung und der Missverständnisse. Aber es ist vor allem nicht nur eine Ge-

schichte, sondern eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Geschichten, und wenn es uns ernst ist mit dem Zusammenwachsen, sollten wir uns die Mühe machen, davon so viele wie möglich kennenzulernen. Die Herausforderung für uns als Gesellschaft besteht also darin, über diese unbequemen Wahrheiten ins Gespräch zu kommen. Doch bisher ist der mediale Diskurs in Westdeutschland dafür eher taub. Wir müssen die Distanz verringern.

Distanz

Im September 2020 fahre ich zum ersten Mal in meinem 45-jährigen Leben nach Dresden. Als Westdeutsche. Ich bin zu einer Lesung eingeladen und freue mich auf den Weg dorthin, die Ruhe des Reisens und auf das Neue, das mir in Dresden begegnen sollte. Es kommt mir ungewöhnlich vor, dass es mich, die lange in Berlin gelebt hat, noch nie nach Dresden verschlagen hat. Eine alte Barockstadt, in der sich die »Sixtinische Madonna« von Raffael befindet. Eine Stadt an der Elbe. Warum war ich vorher noch nicht hier?

Vielleicht weil Dresden immer ein wenig zu weit weg war, selbst als Erzählung. Wie die meines Großvaters, wenn er davon sprach, wie er mit dem Fahrrad vom Riesengebirge bis nach Berlin gefahren war. An Dresden vorbei. Vor dem Krieg. Vor der Mauer. Als mein Großvater noch Schlesier war, mit seinen Brüdern und meiner Urgroßmutter auf vergilbten Fotografien, die sandige Schulwege zeigen und ein Haus, das einen gläsernen, bunten Erker hat. Dort saß mein Großvater als Kind und beobachtete das Schneetrei-

ben. Ich nickte ihm dann, wenn er erzählte, zu und betrachtete das Haus auf dem Foto. Den Erker. Familie, so fern.

Als wir Leipzig auf der Autobahn hinter uns lassen, führt uns das Navi auf eine Landstraße, um den vor uns liegenden Stau zu umfahren. Die Wege sind gleißend, die Sonne steht tief im Spätsommer. Es ist immer noch grün, die Wiesen, die Bäume, und das Licht schimmert gelb. Ich fühle mich wohl, sicher und ein Stück weit mehr zuhause, als ich mich in Kassel, Stuttgart oder München fühlen würde. Es ist ein Stück Heimat. Natürlich, denke ich, es ist Deutschland, das Land, in dem ich geboren bin. Und doch ist es das nicht. Wir fahren Richtung Meißen durch die Dörfer, bis wir in Dresden ankommen. Und plötzlich ist alles ganz nah: die historischen Bauten, die barocken Kirchen, die Anlagen und Gassen.

Ich war 13, als die Mauer fiel. Und meine Erinnerungen an die Zeit danach sind so oberflächlich wie einprägsam: Jeansjacken, gegenseitige Verachtung, Rostock, Trabis. Freunde der Familie auf Besuch bei uns im Westen. Die Unsicherheit miteinander. Berlin als Ort der Freiheit. Die S-Bahn-Haltestelle Friedrichstraße in den Neunzigerjahren, dunkel und verlassen bei meinem ersten Besuch in Berlin auf einer Klassenreise. Das war 1993 und die Stadt glich einer Ruine, die einen Riss in der Mitte hatte. Berlin war einerseits durch die Aufbruchstimmung nach dem Mauerfall von der Pie-

figkeit Westdeutschlands weit entfernt. Andererseits strahlte es das aus, was ich nur aus den letzten Ecken der deutschen Wohnzimmer aus Eiche kannte: Muttchen und Deckchen, Kiosk und Brause. Berlin war abstoßend – und zugleich Heimat. So deutsch, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Einer unserer Lehrer sah es so: »Hier kann man an jeder Ecke Geschichte sehen.« Es war die Welt meiner Großmutter, die dem polnischen Ort Ziegenhals, dem heutigen Głucholazy, entflohen war. Es war die Welt meines Großvaters, der in Waldenburg, dem heutigen Wałbrzych, großgeworden war. Prag, Dresden, Berlin – das waren die Städte, von denen mein Großvater sprach, wenn er von seiner Jugend erzählte. Berlin war auch die Insel, auf die mein Onkel in den Siebzigerjahren geflohen war. Vor seinem Elternhaus, der Bundeswehr und einem streng normierten Leben. Es war eine Welt, die ich nur aus Geschichten kannte. Denn zwischen der Vergangenheit meiner Großeltern und meinem Leben lag der Kalte Krieg. Auch Westberlin lag hinter einer Grenze. Doch vor allen Dingen erinnere ich mich an diese seltsame Leere Anfang der Neunzigerjahre, die im ganzen Land herrschte. Es hätte anders sein können. Es hätte ein Wunder sein können – eines, von dem wir heute noch zehren.

Ich bin im Westen aufgewachsen. In dem Teil Deutschlands, in dem die DDR, der Unrechtsstaat, nebenan war. Und in dem Westdeutsche gefühlt auf der richtigen Seite standen. Wir hatten kaum Verwandte

und Freunde in der DDR. Die wenigen Besuche fanden in den Jahren 1987 und 1988 statt. Ich erinnere mich vor allem daran, dass meine Mutter Angst hatte. Sie weinte bei der Ankunft über die schwer bewaffneten Polizisten an der Grenze, über die tristen Häuser und später vor Wut über meinen Vater, der Witze über die Stasi machte. Ich bedauerte, dass unsere Verwandten noch nie eine Pizza gegessen hatten. Wir besuchten eine Jugendweihe und spielten vor den Garagen eines großen Mietshauses mit den anderen Kindern Fußball. Da ich zuhause auch in einem Mietshaus wohnte, fühlte ich mich verbunden. Eine der Garagen, erzählte eines der Kinder stolz, würde seinem Vater bald vermacht werden. Wir machten Urlaub in ihrem Ferienhaus in der Nähe Magdeburgs und gingen in ein Restaurant essen, in dem wir die einzigen Gäste waren.

Ich erinnere mich an diese Aufenthalte in der DDR in Bilderfetzen. Das Haus nahe Aschersleben, die Osterdekoration, der Kamin im Haus. Die Grenzbeamten, das Weinen meiner Mutter. Unser alter Ford in Metallicgrün. Der Geruch von Kohle und Trabis. Es sind Erinnerungen, die nicht weiter geformt wurden. Es sind Erinnerungen, die sich nicht weiterentwickelt haben. Dort endete die Geschichte. Es war eine Zeit, in der Ost und West für mich als Kind klar zu kennzeichnen waren: Hinter der Mauer begann ein graues Land mit Menschen, die eingesperrt waren. Ich wusste nichts über Umerziehungslager, über Spitzel und Gefängnisse. Ich hatte keine Vorstellung davon, was eine

Diktatur war. Ich zählte die 25 Schokoladenweihnachtsmänner auf der Schrankwand einer verwandten Cousine und fragte, warum sie alle behalten hätte. Es waren Schätze, die ich als Kind aus einem Land des Überflusses nicht verstand. Auf der anderen Seite der Mauer, auf meiner Seite, begann für mich das Land der Fülle, der Farben und der Menschen, die frei waren. Es endete erst wieder an der Westgrenze der USA, es reichte über den Globus hinaus. Es fühlte sich gut und richtig an. Das richtige Leben lebten wir, das falsche die Anderen, so dachte ich.

Zwei Jahre vor meiner Reise nach Dresden wollte ich für einen Artikel eine Studie zur gesellschaftlichen Toleranz in ein Schaubild übersetzen. Das »Vielfaltsbarometer«³, so der Titel, hatte rund 3000 Personen zu ihren Einstellungen gegenüber verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen befragt. Dabei wurden Meinungen zu Aussagen gesammelt wie: »Viele Forderungen von Menschen mit Behinderungen finde ich überzogen.« »Ein Mann muss sich durchsetzen, sonst ist er kein richtiger Mann.« »Mir geht oft der Hut hoch, wenn ich an das Verhalten denke von Superreichen.« Oder: »Die meisten Hartz-IV-Empfänger sind arbeits scheu.« Für die Mehrheit der Deutschen in den Jahren 2018 und 2019 stellte zunehmende Vielfalt etwas Positives dar, mehr Bereicherung als Gefahr. Die Studie verwies aber auch darauf, dass deutliche Unterschiede in der Akzeptanz von Vielfalt – je nach Region – aus-

zumachen wären. Das Heft, in das das Schaubild eingebettet werden sollte, hatte das Oberthema »Würde«. Anlass war die Jahresfeier zum 70. Jubiläum des Grundgesetzes.

Während ich mit meinem Kollegen an der Darstellung der gesellschaftlichen Gruppen arbeitete, beschlossen wir gemeinsam mit dem Grafiker, die Abstufungen der Toleranzwerte in unterschiedlichen Farben zu kennzeichnen. Grün in hellen und dunklen Tönen sollte für Offenheit, Toleranz und Akzeptanz stehen, violett dagegen für eine Tendenz zur Ablehnung, zu Skepsis und zu einer wertkonservativen Haltung. Als ich den ersten Entwurf bekam, sah ich auf eine geteilte Deutschlandkarte: auf der linken, westlichen Seite leuchtete sie grün. Auf der rechten Seite, im Osten und in wenigen südlichen Gebieten, dunkelviolett. Mehr als drei Jahrzehnte nach der deutschen Wiedervereinigung reagieren die Menschen in den ostdeutschen Bundesländern deutlich skeptischer auf andere gesellschaftliche Gruppen als diejenigen in den westdeutschen Bundesländern.

Das Bild überraschte mich nicht. Es passte einerseits zu demjenigen, das man weithin von Ostdeutschland zeichnete, intolerant, hohe Demokratiedefizite. Doch ich konnte die Skepsis nachempfinden, ich verstand das Misstrauen. Es resultierte für mich direkt aus der jahrelangen Ignoranz gegenüber Ostdeutschen. Die geht so weit, dass man sogar im gesamtdeutschen Geschichtsbewusstsein eine große Geschichte vergessen hatte.

Schließlich hatten die Bürger:innen der DDR etwas geschafft, das es so bisher in Deutschland noch nicht gegeben hatte, eine Revolution von unten, dazu noch eine friedliche, hervorgegangen aus einer unglaublich vielfältigen, demokratischen Graswurzelbewegung. Es ist die Geschichte der Friedlichen Revolution.

»Guten Abend, meine Damen und Herren. In Leipzig ist es heute Abend nach einem Gottesdienst in der Nikolaikirche zu einer Demonstration von mehreren hundert Menschen gekommen.«⁴ Mit diesen Worten eröffnete Sprecher Werner Veigel die *Tagesschau* am 4. September 1989. Noch ahnt niemand, welche Bedeutung diesem Ereignis zukommen sollte. Ein Teil der Gottesdienstbesucher:innen hatte sich nach der Andacht auf der Straße versammelt und ein großes Transparent mit der Aufschrift »Für ein offenes Land mit freien Menschen« entrollt. Um die Kirche hatten sich daraufhin mehrere Staffeln der Volkspolizei in Stellung gebracht, und Zivilfahnder in direkter Nähe zu den Demonstrant:innen. Sie hatten zunächst zurückhaltend agiert, um keine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen. Doch immer wieder waren »Wir wollen raus«- und »Mauer weg«-Rufe zu hören gewesen. Es dauerte also nicht lange, bis die ersten Zivilfahnder der Stasi eingriffen, Transparente herunterrißen und einzelne Teilnehmer:innen festnahmen. Währenddessen hatten die Menschen des Demonstrationszuges begonnen, »Stasi weg« zu skandieren.